

Nr. 286 Bromberg, den 14. Dezember 1932.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

7. Fortsetzung.) ———

Die Tür quietschte in ihren Angeln, ich drehte mich um: Nönnchen mit drohendem Finger.

„Sie Böser! Er tut immer noch bluten!"

„Schwester, ich will es beichten. Meine Sünde war aber die Seinige wert."

Die Wächserne lächelte. Ein Gesicht ohne Haß. Ein Antlitz wie Honig. Gelobt sei Jesus Christus. Aber auch der hatte dreingeschlagen, wo es nötig war.

Das Nönnchen holte den leeren Picknapf und sagte: „Oh, Sie haben ihn aber so janz feste auf die linke Backe jehaut!"

„Schwester, warum hielt er nicht auch die rechte dar?"

Nun hatte auch das Nönnchen die Tür offen gelassen, so daß ein zwirnfadenfeiner Durchzug meine Nase behelligte. Da mußte ich niesen. Einmal. Zweimal. Dreimal.

„Dreimal is jöttlich", flötete die Blasse und entschwebte wie ein Christkindchen. Also versöhnte ich mich wieder, weil ich heimlich kichern konnte. Dreimal war göttlich? Ich entleerte flink meinen Rüssel im Taschentuch, um nicht zum vierten Male niesen zu müssen.

Ob sich der Doktor verdrückt hatte? Ob er nicht wiederkam? Ich hatte Verlangen nach meiner Maria. Als ich mir das eingestand, wurde ich heiß im Kopf, oder der Ofen trieb es zu toll. War aber mein Verlangen nach Maria nicht ein Glaube an etwas Größeres, für das die Gerettete ein Sinnbild schien?

Ich ging zum Ofen und befühlte meine Klamotten. Alles war trocken wie Zunder. Hose, Rock, Hemd, Socken. Ich konnte einsteigen. Jetzt nur noch Stiefel, die meinigen waren ja gestohlen worden.

Ich huschte in den Flur, eine Uhr pendelte an der Wand, vor einer Muttergottes leckte ein Flämmchen durchs rubinrote Glas. Schon sieben Uhr. Wie doch die Stunden starben. Ein Sanitäter — gottogott, der Geohrfeigte — taumelte mir in die Füße. Ich fragte ihn: „Kamerad, wo ist hier die Kleiderkammer?"

Mein Todfeind sagte nett und artig: „Die Kammer ist leider schon geschlossen. Brauchst du was?"

„Stiefel, Kamerad!"

„Warte, ich leih dir welche bis morgen!"

Siehst du wohl. Der Brave schluffte eiligst fort, geschunden zwar, doch sichtlich erzogen. Und kam wieder mit herrlichen Extraschuhen, Boxkalf Zivil, ohne Nägel, mit lackierten Kappen. Paßten wie gegossen.

„Danke, sehr nett von dir. Morgen bekommst du sie blank und geputzt wieder!"

„Nee, ich putz sie schon selber!"

„Nein, ich werd sie putzen!"

Wir troffen beide vor Edelmut. Er aber am meisten. Als ich ihn noch bat, er möge um Gottes Willen auch meinen Namen in seine Parteizeitung pflastern, da errötete er wie ein Mädchen: „Ach, ist doch alles vergessen!"

Na also. Wo war nun der zaghafte Doktor mit den Chinesenaugen?

In den Straßen brannten wieder einige Laternen. Die Zeit der Fliegerangriffe war ja vorbei. Vom Turm Sankt Heriberti schlug es acht, als ich in die Freiheitstraße einbog. Da prallte ich zurück: Getümmel, Lärm, Pferdegeklapper, Räderrollen, rammende Stiefeltritte. Das Basaltpflaster zitterte. Die Häuser duckten sich wie geprügelte Kinder. Immer noch Soldaten, immer noch Heimkehrer, immer noch Zurückflutende. Das würde noch Tage und Nächte so gehen. Welche Schleusen waren geöffnet worden. Die Truppen trieben nicht mehr geordnet durch die Straßen wie heute morgen. Ich hörte auch keinen Gesang mehr und keine Musik. Sogar die winkenden Menschen hatten sich verlaufen, hatten sich schon gewöhnt an das gigantische Bild, das heute morgen noch etwas Neues war. Dennoch blieb ich stehen, ich hatte im Augenblick kein anderes Ziel, als Luft zu schöpfen und Gesichter zu sehen. Gesichter, denen man den Zustand von uns allen ablesen konnte. Viele von den Soldaten trugen Pechfackeln in der Faust, als zögen sie zum Hochgericht. Fegte ein kalter Windstoß in die gelockerten Kolonnen, dann stoben Funken durch die Straßen, in die Gesichter, gegen Fensterscheiben. Es kamen auch wieder Geschütze, zyklopische Kaliber, massig wie Dampfwalzen. Und stampfende Mörser, behäbig wie Nilpferde. War das alles reif zum Verschrotten? Gestern noch Schutzwälle, heute Ramsch. Deutschland wurde abgewrackt. Zuweilen war es mir, als würde das Strandgut eines Schiffbruchs vor meine Füße gespült. Wo das harte Gesicht eines Reitenden oder Marschierenden hinter Fackelbränden hochtauchte, konnte man erkennen, daß nicht alles Asche und Schlacke war, was aus dem großen Feuerkessel gerissen wurde. In dieser Brockensammlung mußte sich noch brauchbares Gut finden lassen. Material, mit dem man rechnen und bauen konnte.

Ich zwängte mich durch ein Gedränge von Bummlern, die den Strom der Feldgrauen auf dem Bürgersteig begleiteten. Und kam auf die steile Rampe der Hängebrücke, ging bis zum höchsten Scheitelpunkt dieses kühn geschwungenen Bauwerks, das seine stählernen Girlanden über den Rhein spannte. Hier konnte ich beide Ufer überblicken: Ein Fackelzug, den ich gerne festlich genannt hätte. Ein zäher Lavastrom, glühend und endlos, rauschend und donnernd; denn auf dem unterhöhlten Fahrdamm der Hängebrücke klang ein dumpf trommelndes Echo auf, so oft Kanonen, Männerstiefel, Roßhufe oder Protzenräder über die Asphaltdecke polterten. Und sie polterten pausenlos, seit Stunden schon. Welche Belastungsprobe für ein Bauwerk, das noch neu war. Welche Zumutung für ein Konglomerat von Eisen und Gestein, dessen Kräfte für friedlichere Fracht berechnet worden waren. So hob und senkte sich denn die Brücke in ununterbrochener, bebender Erregung. Saurer Schweißgeruch füllte meine Nase, Staub und Sand setzten sich in meine Augen. Ich beugte mich übr das Geländer: Im Rhein wimmelte es von gespiegelten Flammen und düster fliehenden Schatten. Von Pfeiler zu Pfeiler, von Bogen zu Bogen, von Werft zu Werft. So machte der nächtliche Strom unseres Schicksals Gespenster aus den Dun-

gen und Menschen, die sich für ihn geopfert hatten. Ich blickte nördlich zur Dombrücke: das gleiche Bild, das gleiche Feuer, die gleichen Schatten. Dann scheuchte mich ein Chor von zwanzig Trommeln auf, die ihre rebellischen Knüppel über die Kalbfelle wirbelten. Warum dies erbarmungslose Wecken, da mit dem Abend schon die Nacht gekommen war? Die Kerle trommelten, schritten, trommelten. Und starrten ernst geradeaus, marschierten mit eckiger, versteinter Gebärde. Was dachten sie bei ihrem Lärm? Hinter ihren Trommeln keuchten zwei Pferde, hinter den Pferden eine Lafette, auf der Lafette ein verhängter Sarg. Wen fahrt ihr heim? Keine Antwort. Unterm Deckel des Sarges lugte ein Zipfel der deutschen Fahne . . .

Da mich ein Schüttelfrost befiel, bewegte ich mich, um das Blut zu erwärmen. Ich trat von einem Fuß auf den andern, blies in meine Hände und hatte Verlangen nach einem Obdach. Ich mußte wieder ins Deutzer Spital zurück, vielleicht zitterte mein Todfeind schon um seine Schuhe. Ob ich morgen noch in dieser Zuflucht bleiben durfte? Wäre der Winter nicht nahe gewesen, ich hätte viel weniger Sorgen gehabt.

Ich ging wieder nach Deutz zurück, Bummler unter Bummlern, doch mitnichten verbummelt. Nein, mich hungerte nach Arbeit, mich dürstete nach selbständigem Tun. Und besaß nicht mal eigne Stiefel. In meinem Brustbeutel froren sieben Kupferpfennige und ein vierblättriges Kleeblatt, das ich vor zwei Jahren auf einer flandrischen Wiese gepflückt hatte.

Die Trommler trommelten immer noch. Da öffneten die düsteren Häuser ihre Fenster, selbst schlafmüde Matronen knöpften sich die Nachtjacken zu und stellten sich in die Türen, um nach dem Lärm zu sehen. Die Trommler trommelten, schritten, trommelten. Hinter ihren Trommeln keuchten zwei Pferde, hinter den Pferden eine Lafette, auf der Lafette immer noch der Sarg.

Plötzlich Geschrei: Ein Kind war unter einen Gaul gefallen. Das Gör jammerte, ein Polizist trug es zur Apotheke. Was taten zu dieser Nachtzeit noch Kinder auf der Straße. Sie mußten doch wieder früh zur Schule. Ein Bengel belehrte mich: „Wir haben Kohlenferien!" Und die Rotznase lief ihm über Lippe und Kinn. Wie das Kind unters Pferd gekommen war? Es hatte, wie viele Kinder damals, mit Schippe und Besen auf der Lauer gelegen, um zur Stelle zu sein, wenn ein Militärgaul den Sterz heben sollte. Dung für Mamas Schrebergarten. Ein Heldentum für sich. Nun lag das Wurm mit zertretenen Rippchen in der Apotheke, während die andern Kinder unentwegt ihre Apfeljagd fortsetzten.

Ich zwängte mich in eine Seitenstraße, um auf leeren Nebenwegen schneller ins Spital zu kommen. Einmal blieb ich noch stehen: Auf einer Plakatwand wurden die Revolutionsaufrufe mit andern Offenbarungen überklebt. Irgendein Professor kündete einen Vortrag über die Erschaffung der Welt an. Fort mit dem Ammenmärchen von der biblischen Schöpfungsgeschichte. Her mit der Wissenschaft. Das gelöste Rätsel der Urzellen und Urnebel. Das enthüllte Geheimnis der kosmischen Materie. Lichtbilder. Massen heraus. Aufklärung.

Allmächtiger, ich sah dich lächeln. Ich machte dich für die Urnebel ebenso verantwortlich wie für die Erschaffung dieses Professors. Wenn man alle alten Institutionen stürzte, warum den lieben Gott nicht auch? Das gab jetzt eine Wäsche.

Ein zweites Plakat: ich erlöse euch ihr verzweifelnden ich ferkünde das reich der auserwählten kommt alle die ihr beladen seid die welt wird leben durch MICH morgen abend 8 uhr im sal zum silbernen fingerhut segen über euch: louis domizillier profet aller erleuchteten und MESSIAS der betrübten!

Falsche Propheten. War doch immer derselbe Hokuspokus, solange man zurückdenken konnte. Nach jedem Erdbeben wimmelte es von Fledderern. Vorgestern plünderte man die Schaufenster, heute stahl man Bekenntnisse und Seelen. Wie schrieb Hesekiel? Du Menschenkind, wenn ein Land sündigt wider mich und dazu mich verachtet, so will ich meine Hand über dasselbe ausstrecken und alles Brot wegnehmen. Und will Teurung hineinschicken, daß sich beide, die Menschen und ihr Vieh, drin ausrotten!

Im Spital waren die Fenster der Krankenzimmer schon dunkel, nur im Operationssaal brannte noch grelles Licht, und in den Seuchenbaracken flackerte spärlicher Kerzenschein. Mein Schuhverleiher stand in der Tür.

„Kamerad, du wartest auf mich?"

„Nee, nich, du bist mir gut für ein Paar Schuhe!"

Ich wollte an dem Türsteher, dessen Backe stark geschwollen war, vorbei, um ins Haus zu kommen, er hielt mich aber am Ärmel fest: „Du, in die Zeitung kommst du doch!"

„Na also, dann stehen wir nebeneinander?"

„Nee, so nich. Morgen früh stehst du im Anzeiger, weil du ein Mädchen gerettet hast!"

„Wer sagt das?"

„Es war so einer hier, der alles in sein Notizbuch schrieb."

Ich drückte den Schmuser zur Seite und ging ins Haus, um meine Matratze aufzusuchen. Da bog der Doktor mit den Chinesenaugen um die Ecke und flüsterte: „Leise, Himmerod, sie schlafen schon alle. Und dann noch eins: Sie dürfen die Nacht noch bleiben!"

Das hieß also: Morgen mußt du Leine ziehen. Wohin?

„Angenehme Ruhe, Herr Doktor!"

„Himmerod, warten Sie: Ich habe für Sie gesorgt. Sie bekommen Stiefel, Entlassungsschein, Verpflegungsgelder und einen Zivilanzug!"

Der Doktor zählte alles an seinen Sublimatfingern auf. Am wichtigsten war mir der Zivilanzug; denn ich spürte wenig Lust, in meiner Grenadierkluft von den Franzosen oder Engländern verhaftet zu werden. Die Bande hatte sich schon angemeldet. Strömt herbei . . ., der Rheingau als Planschwiese für Sieger mit Unsicherheitsgefühlen. Kommen lassen!

„Das ist gut, Herr Doktor, das kann ich alles gebrauchen. Wie geht es der Maria?"

„Schläft. Wollen Sie zu ihr?"

„Bin wild darauf!"

Ich zog schon meine gepumpten Schuhe aus, um auf leisen Sohlen über Nacht . . .

„Herr Himmerod, aber nicht aufwecken, nicht anfassen, nichts sprechen — —!"

Ich hob zwei Finger. Wie ein Eidgenosse. Dann ging der Doktor vor. Hätte ich deine Filzschuhe, dachte ich.

Zimmer 48. Überschrift: Sanct Barbara. Das Zimmer Sanct Magdalena sei schon besetzt gewesen, flüsterte der mit den Chinesenaugen und meinte, einen Witz gemacht zu haben.

Auch hier — wie in Brühl! Ob der lange Quambusch über den Berg war? — ein frommer Spruch an der Tür:

„Mich jammerte deines Blutes, also
sprach ich zu dir: Du sollst leben!"

Ich riß die Mütze vom Kopf, man war so plump geworden und vergaß das Gesittete. Die Nachtschwester lief uns in die Quere, fragte, was wir da wollten. Und schwang drohend ihr Taschenlämpchen. Der Doktor beruhigte sie: „Nur sehen, wie's geht. Der Soldat hat sie ja gerettet!"

Die Schwester drückte behutsam die Klinke nieder, schlich vor und leuchtete mit der Taschenlampe: Da lag sie, die Maria, Tochter des Jairus. Das Haar floß wie ein Bach über die Kissen. Und ein Kind hatte sie. Man konnte es sehen. Mir wurde ganz heiß. Wie sie atmete. Wie sie schlummerte. So selig und mit Genuß.

Dann gingen wir, leise, wie Spitzbuben. Im Flur nahm mich der Doktor noch in den Arm: „Sie dürfen mir das nicht übel nehmen — —"

„Was denn?"

„— — daß Sie morgen fort müssen; wir bekommen vierzig Zugänge, Verwundete aus Lothringen, jede Matratze wird belegt. Schlafen Sie wohl. Nicht laut sein im Zimmer. Nicht rauchen. Nebenan schläft Schwester Viterbo!"

„Hoffentlich schnarcht die nicht. 'Nacht Herr Doktor!"

Das Mobiliar meiner Kalkwandstube war inzwischen bereichert worden: Zwei weitere Feldbetten, ein Kommödchen, drei Schemel. An der Wand noch ein Heiligenbild: Sankt Christopherus mit dem Jesuskind auf dem Buckel. Der lange Heilige bis zu den Knieschelben im Wasser. Und eine Zeltbahn vor dem Fenster, damit man sich bei Kerzenlicht ohne unkeusche Gefährdung anderer entkleiden konnte. Ich schälte mir alles Stoffliche vom Leibe, versank im Bett, spuckte die Kerze aus. Irgendwo stöhnten Verwundete, auch hörte ich noch einmal dumpfe Trommeln, dann schwebte meine Seele in Träumen.

(Forts. folgt.)

Beweise.

Skizze von Karl Schodder, Berlin-Wilmersdorf.

Karl und Cilly Mertens waren seit zwei Jahren glücklich verheiratet, und in diesem Sommer wollten sie die erste Badereise machen. Hierfür mußten sie schon Monate lang vorher an allen Ecken und Enden sparen. Karl verkniff sich das Rauchen, verzichtete großmütig auf den gewohnten Schoppen Bier — außer an den Kegelabenden —, und Cilly machte einfach alles selber. Sie wusch und plättete, schneiderte und stellte sich die Hüte selbst her, und nähte auch eigenhändig die bunten Bademäntel, worin sie am schönen Strand der Nordsee prunken wollten.

Leider hatten sie beide nicht bedacht, daß solche fortgesetzte Sparsamkeit auf die Dauer arg anstrengend ist. Cilly war abends todmüde, Karl ärgerte sich über die Abendschoppen, die er sparsamkeitshalber nicht trinken durfte, und beide verzehrten sich gemeinsam in Sehnsucht nach dem letzten Film, den alle schon gesehen hatten, bloß sie noch nicht.

Da hatte Cilly eines Tages große Wäsche. Man weiß ja, wie das ist: die Hausfrau steht den ganzen Tag am Tubben, die Zimmer werden nicht richtig aufgeräumt, das Essen ist nicht zur rechten Zeit fertig, und überhaupt klappt alles nicht so wie sonst.

Müde, vom Dienst schon verärgert, kam Karl nach Hause. Da lag ein Zettel auf seinem Platz: er möchte doch so gut sein und die Suppe aufsetzen und im Eßzimmer noch Staub wischen! Das war ihm doch zuviel. Wütend rannte er in die Waschküche und schlug einen Heidenkrach.

Darauf schien Cilly nur gewartet zu haben. „Für wen rackere ich mich denn so ab?“, schrie sie, „für wen anders als für dich? Meinst du, es sei ein Vergnügen? Undankbar bist du, ich lasse mich scheiden.“ Sie weinte, das arme Kind, und weinte noch mehr, als Karl bloß verblüfft sagte: „Scheiden lassen? Kommt mir gerade recht! Ich hatte schon längst die Absicht.“

An große Wäsche war nicht mehr zu denken. Cilly zog sich an und holte sich erstmal Rat bei ihrer Freundin Lieschen. „Tja“, sagte die, „Scheidenlassen ist man nicht so einfach. Hast du denn Beweise?“

„Beweise? Nein.“

„Die mußt du aber haben“, meinte Lieschen. „Am besten gehst du mal zum Hellseher Grotmuhl, der hat eine Glaskugel, und wenn er da durchguckt, kannst du Karl alles beweisen.“

Karl aber war nicht müßig geblieben. Er holte sich Rat bei seinem Freunde Hermann. „Mensch, Hermann“, kriegte er den beim Schlips, „Cilly will sich von mir scheiden lassen. Muß ich zahlen?“

Hermann kratzte sich den Kopf. „Wenn du Schuld dran bist, sicherlich. Hast du denn keine Beweise?“

„Nicht, daß ich wüßte“, machte Karl bekümmert.

„Mußt eben welche finden. Geh doch mal zum Hellseher Grotmuhl, tüchtiger Kerl, macht dir mehr Beweise, als du gebrauchen kannst.“

So meldeten sich denn sowohl Karl als auch Cilly beim Hellseher an. Karl ging just ins Sprechzimmer, als Cilly ins Wartezimmer trat.

Karl kam in einen dunklen Raum, wo auf thronartigem Stuhle Herr Grotmuhl saß, der scharf eine Glaskugel anstarrte, während ihm der Fall vorgetragen wurde. „In der Kugel schwirrt alles durcheinander“, sagte Herr Grotmuhl, „Sie wissen ja selbst nicht, was Sie wollen. Ich bedarf eines weiblichen Mediums, damit Ihr Geist sich klärt und auch meine Kugel klar wird.“

Er lief ins Wartezimmer, nahm die dort wartenden Damen eine nach der andern aufs Korn, zog die Brauen finster zusammen und wandte sich endlich an Cilly: „Kommen Sie doch bitte mal herein, mein Fräulein, ich habe gerade einen schweren Fall, zu dem ich Ihrer Hilfe bedarf.“

Cilly folgte der Aufforderung gern und sah sich zu ihrem nicht geringen Erstaunen ihrem Karl gegenüber, der ebenfalls recht verdutzt dreinschaute. Beiden kam es komisch vor, aber sie sagten nichts.

Grotmuhl nahm Cillys Handgelenk in die eine Hand und Karls in die andere, schloß die Augen, stöhnte und zuckte die Achseln, furchte die Stirn und zitterte am ganzen Leibe. Mit Grabesstimme murmelte er: „Ich sehe schwarz! Schwarze Nacht! Diese Jungfrau wird Sie in dunkler Nacht in ein dunkles Haus führen. Sie steigen eine Treppe hinauf, noch eine. Ein Bett in einem dunklen Zimmer. Es riecht unangenehm. Nach Gas.“

Grotmuhl erwachte aus seiner Hellseherei. Geschäftsmäßig, ganz ohne Zittern wandte er sich an Karl: „Zehn Mark bitte. Die Dame wird Ihnen Straße und Hausnummer nennen. Sie hat ja alles ganz genau gesehen.“

Das hatte Cilly zwar nicht oder doch anders, als Herr Grotmuhl es sich dachte. Während Karl schweren Herzens zahlte, stahl sie sich heimlich aus der Wohnung des Hellsehers, der noch mehrere Male vergeblich nach seinem tüchtigen Medium rief, und fing Karl vor der Haustür ab.

„Weißt du“, sagte sie, „daß Grotmuhl ein Schwindler ist? Hat noch nicht einmal gemerkt, daß wir verheiratet sind und es unsere eigene Wohnung ist, in die ich dich bringen soll. Ich habe schon immer gesagt, daß da draußen zu wenig Laternen stehen. Um acht Uhr die Hausbeleuchtung abzustellen, ist auch nicht recht, und daß der Wirt keinen Strom legen lassen will, finde ich abscheulich. Die zehn Mark sind nun flöten, aber laß nur, jetzt machen wir doch noch eine Hochzeitsreise. Hast wohl auch Beweise gesucht?“

Karl nickte trübselig, doch nicht wegen der verlorenen Hoffnung auf Beweise, sondern wegen der entschwundenen zehn Mark. Mit der nochmaligen Hochzeit war er aber durchaus einverstanden.

Balbos Nordatlantik-Geschwader.

Neuer italienischer Ozeanflug.

Vor einigen Tagen wurde in Rom offiziell bekannt gegeben, daß der italienische Luftfahrtminister General Balbo mit Bewilligung Mussolinis einen zweiten Atlantik-Flug plane, an dem ein Geschwader von zwanzig Wasserflugzeugen teilnehmen soll. Dem Geschwader-Flug wird in Italien nicht nur eine flugtechnische und sportliche, sondern in gewissem Maße auch eine politische Bedeutung beigemessen. Es liegt der italienischen Regierung sehr viel daran, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Italien und den Vereinigten Staaten von Amerika zu festigen. Nach allgemeiner Ansicht wird der Amtsantritt Roosevelts eine weitere Abkühlung des Verhältnisses zwischen U. S. A. und Frankreich zur Folge haben. Diese Sachlage will nun Mussolini geschickt ausnutzen um dem neuen amerikanischen Präsidenten auf den Flügeln von zwanzig italienischen Flugzeugen seinen Gruß zu übermitteln und zugleich durch die Landung des italienischen Geschwaders in Chicago den Glückwunsch für den Erfolg der großen Chicagoer Weltausstellung zu überbringen.

Seit Wochen werden bereits im italienischen Militärflughafen Orbetello, der in Italien wegen seiner einsamen Lage und strengen Überwachung „das Kloster der italienischen Fliegerei“ genannt wird, Vorbereitungen für das neue große Flugunternehmen getroffen. Anstelle des beim ersten Geschwaderflug über den Südatlantik tragisch verunglückten Oberst Maddalena wurde General De Pinedo mit der technischen Leitung der Flug-Expedition betraut, während die Führung des Geschwaders General Pellegrini übernehmen soll. Die Motore der Flugzeuge, die bei dem Unternehmen benutzt werden sollen, werden nicht dieselben sein wie bei dem Südatlantik-Flug. Unter Verwendung der damals gemachten Erfahrungen wird man Motoren mit geringerem Brennstoffverbrauch einbauen.

Während in Orbetello die Maschinen und das Flug-Personal geprüft werden, wurde eine spezielle Delegation von Fliegern und Sachverständigen nach Island entsandt, um im Flughafen von Rejkjawik einen Stützpunkt anzulegen, der mit allen technischen Hilfsmitteln und Treibstoffvorräten versehen werden soll. Der geplante Geschwaderflug wird nämlich diesmal nicht über die südatlantische Strecke, sondern über den nördlichen Atlantik und zwar via Island, Grönland und Labrador nach dem Michigan-See führen. Die isländische Delegation steht unter Leitung von Major Cagna, der

zu den besten italienischen Fliegern zählt und sich des besonderen Vertrauens des Luftfahrtministers Balbo erfreut.

Der Nordatlantik-Flug der zwanzig Savoya-Marchetti-Wasserflugzeuge soll, in elf Etappen eingeteilt, etwa **zwei Monate** dauern. Das Geschwader wird in Orbetello starten und als erste Etappe die Strecke Orbetello—London in direktem Flug über die westlichen Alpen und das Rhône-Tal zurücklegen. Als weitere Etappen sind vorgesehen: Nord-Schottland, Island, Grönland, Labrador, Chicago, Newyork.

Es ist interessant, daß General Balbo den Entschluß faßte, den **Rückweg** von Amerika nach Italien nicht wie bei dem ersten Geschwaderflug an Bord eines Dampfers anzutreten, sondern gewillt ist, den Geschwaderflug von **Newyork** über die **Azoren** und **Ballearen** fortzusetzen, um ihn in dem Ausgangshafen Orbetello zum Abschluß zu bringen. Die gesamte Flugroute beträgt etwa 30 000 Kilometer.

Die **Liste der Piloten**, die sich an dem großen Unternehmen beteiligen werden, weist u. a. auch einen fürstlichen Namen auf. **Herzog Amadeus von Aosta**, der Sohn des italienischen Heerführers im Weltkriege, wurde dem Nordatlantik-Geschwader zugeteilt. In der italienischen Öffentlichkeit erregt es ein gewisses Aufsehen, daß die Gattin des jungen Herzogs von Aosta, die Herzogin Anna vom Hause Orleans, den Wunsch geäußert hat, sich an Bord des von ihrem Gemahl zu führenden Flugzeuges an der Expedition zu beteiligen. Die Herzogin ist in Italien als energische und tapfere Dame bekannt. Nach ihrer Trauung im Jahre 1928 begab sie sich mit ihrem Gatten nach Tripolis, wo der Herzog von Aosta ein Regiment italienischer Kolonialtruppen befehligte. Herzogin Anna nahm in feldmarschmäßiger Ausrüstung an den Straf-Expeditionen gegen die rebellischen Beduinen teil. Ihr Bild in militärischer Uniform mit Tropenhelm und Gewehr schmückte damals alle italienischen illustrierten Zeitschriften.

Steine sprechen.

Das Symbol des Kreuzes vor dreitausend Jahren. — Der Kult der „Großen Mutter“ auf Kreta. — Eine altägyptische Königin mit langem Bart. — Auffindung von Stier-Mumien.

Die Archäologie kann für sich den Anspruch erheben, einer der interessantesten und spannendsten Zweige der wissenschaftlichen Forschung zu sein. Im Gegensatz zu den exakten Wissenschaften, deren Methoden und Errungenschaften für den Laien ein Buch mit sieben Siegeln darstellen, sind Ergebnisse archäologischer Forschung für jedermann verständlich. Indem die Archäologie die Steine sprechen läßt, beflügelt sie unsere Phantasie, hebt den Schleier von längst verschollenen Epochen der menschlichen Kultur auf, verleiht das Verständnis für das graue Altertum des Menschengeschlechtes, das wie der Phönix aus der Asche vor dem geistigen Auge der Zeitgenossen zum neuen Leben wieder ersteht.

Seit Jahren widmet sich der englische Archäologe **Arthur Evans** den Forschungen auf der legendären Insel Kreta, der Wiege der großen mykenischen Zivilisation, die in vieler Hinsicht ihrer Nachfolgerin, der altgriechischen Kultur, überlegen zu sein scheint. Es gelang ihm, den Palast des Königs **Minos** auszugraben, von dem altgriechische Mären uns die wunderbarsten Einzelheiten überliefert haben, ein Bau, der sogar die verwöhnten Ansprüche der heutigen Generation durch die Klarheit seiner architektonischen Linien und die Vollkommenheit seiner Konstruktion vollauf befriedigt. Vor kurzem machte Evans eine zweite, noch merkwürdigere Entdeckung. Er stellte fest, daß die Bewohner Kretas etwa zwölf Jahrhunderte v. Chr. zum **Kreuz** als dem Symbol der Göttlichkeit beteten. Nach mühevollen und langwierigen Arbeiten konnte neuerdings auf Kreta ein Tempel freigelegt werden, der mit den **christlichen Domen eine auffallende Ähnlichkeit** aufweist. Obwohl ein Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung erbaut, hatte der Tempel einen Altar, eine Kanzel und einen Chor. In der Mitte des Altars erhob sich ein mächtiges Kreuz aus poliertem weißen und grauen Marmor. Links vom Kreuz befand sich ein Standbild der „Großen Mutter“, der Hauptgöttin der Kretenser, mit einer hohen Tiara auf dem Haupt und einer Schlange, dem uralten Symbol der Weisheit, in der rechten Hand, rechts die marmorne Gestalt einer Priesterin. Zu Füßen der Göttin stand eine bis zum Rande mit klarem Wasser gefüllte goldene Schale, das Symbol der Reinheit und Keuschheit.

Die neuesten Ausgrabungen in Ägypten sind geeignet, eine sehr interessante Episode aus der Geschichte des Reiches der Pharaonen der Vergessenheit zu entreißen. Es handelt sich um die Herrschaft der Königin **Chat-Chaps-Ovet**. Die hohe Dame, die diesen schwer auszusprechenden Namen führte, zettelte eine Verschwörung gegen den herrschenden Pharao an und stürzte ihn zugunsten ihres eigenen Gemahls Tut-Mosis III., der nur ein Spielzeug in ihren Händen war. Die Königin regierte despotisch das Land und war bei der Bevölkerung verhaßt. Im Tale der Pharaonen ließ sie sich ein herrliches Mausoleum errichten, an dessen Wänden das Leben und die Taten der Königin in bunten **Fresken** dargestellt waren. Mit Staunen stellten vor kurzem amerikanische Archäologen fest, daß die Königin Chat-Chaps-Ovet auf allen Bildnissen mit einem **Bart** verewigt wurde. Offensichtlich war sie auf die männlichen Eigenschaften ihrer Natur stolz.

Eine andere amerikanische Expedition fand in der Nähe von Memphis die Grabstätten der heiligen Stiere, die den alt-ägyptischen Gott **Apis** symbolisierten. Der Apis-Kult war im Lande der Pharaonen sehr verbreitet. Nach dem Tode wurden die heiligen Stiere gewöhnlich mumifiziert. Die Mumien pflegten, mit Goldplatten bedeckt, in riesigen Sarkophagen in einem unterirdischen Tempelgewölbe bestattet zu werden. Die Auffindung dieser Stier-Mumien gehört zu den merkwürdigsten Ergebnissen der archäologischen Forschung.



Lustige Ecke



Zweierlei.



Vater (zu seinen drei Töchtern): „Hört mal, ihr Mädels: jetzt ist's aber höchste Zeit, daß ihr euch nach Männern umschaut!“

Zu seinen drei Jungen: „Und von euch hoffe ich, daß keiner so dumm ist und heiratet!“

*

Der Don Juan.



„Wenn ich Sie jetzt nicht erhöre, erschießen Sie sich denn dann wirklich, Herr Assessor?“

„Ja! Das tue ich immer!“

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.